

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 2

Rubrik: Sprachform am Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„merci“ und kein „äxgüsi“ und kein „pardon“ mehr über die Lippen gerutscht ist, sagen:

Es geht ganz leicht! Wenn Sie einmal den Entschluß gefaßt haben, sich beim Danken und Entschuldigen in unserer Muttersprache auszudrücken, brauchen Sie nur wenige Wochen lang jeweils im rechten Augenblick kurz daran denken. Vielleicht ein dutzendmal, wenn es hoch kommt. Dann sitzt die gute neue Gewohnheit schon wie selbstverständlich. Und es gibt — zweitens — keinerlei Schwierigkeiten. Man fällt damit keineswegs auf, wenn man es recht macht; alles läuft wie sonst. Man muß es nur mit Selbstverständlichkeit tun, und diese stellt sich nach kurzer Angewöhnung ein. Auf Ihrer Sprachweste aber werden einige unschöne Flecken wegsein!

Sprachform am Radio

Schriftsprache und Mundart — eine Diskussion mit Mißverständnissen

Die Leser des „Sprachspiegels“ sind vor einiger Zeit (Heft 5, 1972) eingeladen worden, sich darüber zu äußern, ob sie am Radio mehr schriftsprachliche Sendungen wünschen, als gegenwärtig zu hören sind. Diese Frage wurde von einer Mehrheit der Antwortenden bejaht. Die Veröffentlichung des Ergebnisses (Heft 6, 1972) hat aber hier und dort Unwillen hervorgerufen, und die Angelegenheit ist sowohl im Vorstand wie auch an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins zur Sprache gekommen. Dabei hat sich gezeigt, daß die Fragestellung zu Mißverständnissen führte. Auch die Meldung der Depeschagentur über die Jahresversammlung, die einen offensichtlichen Irrtum enthielt, machte deutlich, daß das „Unternehmen“ nicht unter einem ganz glücklichen Stern stand.

Obschon ich an der Ausarbeitung der Umfrage nicht beteiligt war, möchte ich hier doch einige Bemerkungen wiederholen, die ich an der Jahresversammlung vorgebracht habe: Zunächst einmal scheint es mir notwendig zu sein, mit aller Klarheit festzustellen, daß eine Frontstellung Schriftsprache gegen Mundart in der Schweiz nicht denkbar ist. Die Muttersprache des Deutschschweizers umfaßt zwei Ausprägungsformen, die er in gleicher Weise bejaht: die Mundart und die Schriftsprache.

Wie Rudolf Schwarzenbach in seiner umfangreichen und lesenswerten Untersuchung festgestellt hat, verursacht dieses Nebeneinander zweier Sprachformen zwar Probleme, aber keine tiefer greifenden Konflikte. Verschiedene Beobachter stellen freilich fest, daß die junge Generation weniger bereit ist, Hochdeutsch zu sprechen, sondern daß sie wo immer möglich in die Mundart „ausweicht“. Das hat zur Folge, daß das Verhältnis zur gesprochenen Hochsprache — das nie ungestört und nie frei von Hemmungen war — eher verkrampft wird. Dies wirkt sich vor allem auf das Zusammenleben mit den Fremdsprachigen ungünstig aus und trägt dazu bei, daß

die Welschen ausgesprochen Mühe haben, sich mit den Deutschschweizern und mit der deutschen Schweiz zurechtzufinden. Deshalb ist zum Beispiel bereits der Vorschlag laut geworden, man solle an den französischsprachigen Mittelschulen Schweizerdeutsch als Unterrichtsfach einführen.

Auch am Radio und Fernsehen macht sich die Neigung bemerkbar, Diskussionen wenn immer möglich in Mundart durchzuführen. Die Gesprächsteilnehmer werden jeweils vor der Sendung gefragt, ob sie Mundart oder Schriftsprache vorziehen würden, wobei normalerweise die Mundart siegt. Man glaubt, daß eine Mundartdiskussion beim Hörer und Zuschauer bedeutend besser ankomme und nimmt (wie Rudolf Schwarzenbach) ohne weiteres in Kauf, daß dabei normalerweise die Mundart verhochdeutsch und auch malträtiert wird. Dabei stellt sich jedoch stets die Frage, ob nicht in manchen Fällen der Preis für diese Wahl etwas hoch sei, denn die Mundart führt automatisch zu einer Abkapselung der Diskussionsrunde: Sowohl die Westschweizer wie auch alle Nachbarn jenseits der Grenzen stellen auf andere Sendungen um, sobald Mundart gesprochen wird. Wenn wir uns also in wichtigen Diskussionen der Mundart bedienen, verzichten wir bewußt darauf, außerhalb unseres Kreises gehört zu werden. Damit verbinde ich beileibe nicht etwa die Forderung, man solle, um möglichst weltweit gehört zu werden, am Radio und am Fernsehen nur noch Hochdeutsch sprechen. Ich meine hingegen, man müßte sich in jedem Fall dieser Problematik besser bewußt werden, und die Programmverantwortlichen müßten sich überlegen, in welchem Maß die beiden Sprachformen zu berücksichtigen seien, um die „Stimme der Schweiz“ wirksam zu machen.

Auf diese Fragen wollte die „Sprachspiegel“-Umfrage aufmerksam machen. Der Mundart den Kampf anzusagen war in keiner Weise beabsichtigt. Wer immer dies unternähme, würde sich ja von selbst der Lächerlichkeit preisgeben. Im Namen der Vernunft muß hingegen mit einigem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht werden, daß es ebenso lächerlich ist, Sendungen, die sich an ausländische Reisende richten, in Mundart auszustrahlen. Dies geschieht u. a. regelmäßig während des Sommers in den Sonntag-nachmittagssendungen, die den Zweck haben, die Verkehrsteilnehmer über die Verkehrssituation zu informieren. Schon viele Ausländer haben mich verwundert gefragt, warum denn in derartigen Sendungen nicht eine für sie verständliche Sprache gesprochen werde.

Ich konnte ihnen darauf keine Antwort geben, hoffe jedoch, daß die „Sprachspiegel“-Umfrage dazu führe, hier dem gesunden Menschenverstand zum Durchbruch zu verhelfen.

Dr. Alfons Müller-Marzohl

Zehn Minuten Sprachkunde

Woher kommt das Wort „Kapital“?

Bis jetzt hat man allgemein geglaubt, das Wort „Kapital“ komme von der Bezeichnung „summa capitalis“ (Hauptsumme, die die oberitalienischen Bankiers, von denen so manche kaufmännische Bezeichnung stammt, etwa vom 11. Jahrhundert an verwendeten. Man erinnert sich in diesem Zusammenhang, daß auch die Familie de' Medici von Florenz Bankherren waren,